

Notizen im September

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **54 (1983)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Notizen im September

Da sang man doch früher froh: «Wer hat so viel Pinke-Pinke, wer hat so viel Geld?» Nun, da die Rechnung aufgemacht wird und es ans Zahlen geht, ist dem Schweizer das Singen und Schunkeln vergangen. Jetzt herrscht Zeter und Mordio: «Kostenexplosion im Gesundheitswesen!» Die Zeitungen sind voll davon. «Jeder fünfte Spitalpatient war fehlplaziert» überschrieb der Zürcher «Tages-Anzeiger» seinen Bericht, und: «Nicht nur Basel-Stadt hat zu viele Spitalbetten». Den Lesern wurde mitgeteilt, eine von der Basler Regierung bei Wissenschaftlern und Forschern der Universität vor einem Jahr bestellte Strukturanalyse habe zu dem Befund geführt, dass derzeit rund 500 Altersheim- und Pflegeheimplätze fehlten, wogegen in den Akutspitalern und Kliniken ein Überangebot von rund 800 Plätzen bestehe. Empfohlene Massnahmen: Schaffung der benötigten Heimplätze, Reduktion der Bettenzahl und Aufhebung von weit über 1000 Personalstellen in den Spitalern. Die beauftragten Wissenschaftler sollen in ihrer Studie festhalten, sagt der «Tages-Anzeiger», die Situation von Basel-Stadt sei zwar «besonders kritisch», aber keineswegs «atypisch für gewisse schweizerische Entwicklungstendenzen». Es sei anzunehmen, dass in anderen Kantonen die gleichen Probleme bestünden und dass, mit zeitlicher Verzögerung, ähnliche Massnahmen ergriffen werden müssten.

Sparen also, dass es tätscht, und Massnahmen, die den Charakter einer Rosskur haben. Auf der gleichen Linie liegen die unlängst veröffentlichten Vorschläge der noch von Bundesrat Hürlimann einberufenen Sparexpertenkonferenz (über die das letzte Wort noch nicht gesprochen sein dürfte). Sparen gewiss – aber wie? Dem Laien fällt's schwer, sich hierzu und zur Sache selbst eine Meinung zu bilden; sie ist auch nicht gefragt. Zugegeben, die finanzielle Lage, in die Staat und Krankenkassen geraten sind, ist alles andere als rosig. Man hat, nicht bloss im Gesundheitswesen, über die Verhältnisse gelebt. Doch wem soll man deswegen Vorwürfe machen? Der Ausbau der Spitäler ist schliesslich nicht zufällig erfolgt, zwar ein wenig forciert und gewaltsam, aber durchaus planmässig, immer vom Segen des Stimmbürgers begleitet. Am Anfang der Entwicklung vor mehr als zwei Jahrzehnten standen Leute von derselben Zunft wie am Ende, wie heute, da eine Umkehr erzwungen wird: die Planer, die Experten, die Wissenschaftler, die Spezialisten, denen die Politiker und Parteien gläubig folgen. «Je planmässiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer trifft sie der Zufall» (Friedrich Dürrenmatt); Zufall: dass der Gang des Lebens nicht der Logik des Kalküls entspricht. Wenn nicht wörtlich, so wenigstens singemässig, sagte der Industrielle Christian Gasser einmal, Mathematik, Planung und Wissenschaft böten den Vorteil, dass man sich «viel genauer irren» könne. Es gehört offensichtlich zu unserer modernen, technisch-künstlichen Welt, dass die Wege, die wir einschlagen, stets im Zickzack von Irrtum zu Irrtum laufen und dass unsere Massnahmen,

mit denen die Folgen der Irrtümer bekämpft werden, immer das Merkmal der gewalttätigen Rosskur tragen. Wir leben in einer Zeit, da die schlimmsten Rosstäuscher den grössten Zulauf haben.

*

Apropos Planung und Irrtum, apropos Singen und Schunkeln: «Ja mach nur einen Plan», wird in Brechts Dreigroschenoper gesungen, «sei nur ein helles Licht, und mach noch einen zweiten Plan, gehn tun sie beide nicht». Dazu Duden, Ethymologisches Wörterbuch, Ausgabe 1980: «Plan = Grundriss, Entwurf, Konzept». Konzept? Heda, Leute, wer lacht denn da?

*

Als ich zum VSA kam («lang, lang ist's her, lang ist's her . . .»), musste ich, kaum zwei Wochen nach Stellenantritt, an einer Versammlung von Sozialarbeitern und Erziehern teilnehmen. Das Programm dieser – vornehm als Kongress bezeichneten – Versammlung bestand zur Hauptsache aus Vorträgen, die keine waren, und aus dem heute weitverbreiteten spielerisch-unverbindlichen Palaver, Gruppenarbeit genannt. Es wurde viel von Konzepten und Strategien im Umgang mit dem Klienten und noch mehr vom Unverstand der vorgesetzten Behörden gesprochen. In der Gruppe, in die ich eingeteilt worden war, fühlte ich mich fremd und ein wenig verloren, was günstig für eine Nabelschauung war. Deshalb wurde ich, fast ultimativ dazu aufgefordert, endlich auch etwas zu sagen, gleich zu einem gruppenspezifisch interessanten Fall. Als ich mich zu wundern wagte, wie sehr in diesem Kreis die Betreuung als Technik, wie sehr die Erziehung als planbar begriffen und der Erzieher als Strategie dargestellt werde, wurden die Mienen um mich herum immer finsterer. Und als ich, das Mass vollmachend, hinzufügte, meine Verwunderung gelte insbesondere dem Umstand, dass von der Liebe in dieser Runde überhaupt nicht die Rede gewesen sei, wogegen mir die Fachsprache der sozialen Arbeit reichlich mit Vorstellungen und Ausdrücken aus der Welt des Krieges durchsetzt zu sein scheine, hatte der Leiter der Gruppe den Magen, mir brüsk das Wort abzuklemmen. Natürlich bekam ich einen roten Kopf und empfand noch hinterher das Verhalten des Mannes eine Zeitlang als ärgerlich, doch dann vergass ich ihn. Letzthin ist er mir wieder begegnet. Er erkannte mich und fing selber von jenem Vorfall zu reden an. Er habe damals saudumm reagiert, sagte er und schenkte mit einem Silberblick. Jetzt ist er (im Rang eines Vizedirektors) Warenhausdetektiv von Beruf und führender Kopf einer religiösen Erweckungsbewegung aus Berufung. Jetzt spricht er nicht mehr vom Unverstand der

Behörden, sondern von der Zügellosigkeit und vom Materialismus der Massen. Ich geriet aus der Fassung und muss ihn blöd angeschaut haben. Er denkt immer noch strategisch, jetzt freilich im grösseren Rahmen; nun plant und organisiert er Feldzüge wider den Ungeist der Zeit, gelernt ist gelernt – gelernt, nicht gelebt, nicht geliebt.

*

In Büchern und Aufsätzen wird mit Hilfe objektiver Zahlenangaben und Tabellen nachgewiesen, dass die Heimerziehung besser sei als der Ruf, den ihr die Ideologen angehängt haben. Das ist insofern sehr wohl zu verstehen, als viele Erziehungsheime aus finanziellen Gründen ums Überleben kämpfen. Aber auch im Bereich der Altersheime, die diese Not (noch) nicht kennen, mehren sich die Versuche, schwarz auf Weiss zu beweisen, was jedermann guten Willens im Grund bereits weiss. Sogar jene, die die Heime aus Prinzip ablehnen, weil sie ohnehin die Welt abschaffen wollen, um sie nach dem eigenen Grindli neu aufzubauen, selbst sie sollen durch objektive Beweise belehrt und anderen Sinnes gemacht werden. Aber was heisst denn schon objektiv und Objektivität? Luther gab ein klare, unmissverständliche Antwort: «Die Objektivität ist eine Hure, sie geht mit jedem.» Die Versuche verraten einiges von den Zweifeln – Selbstzweifeln –, die jene haben müssen, welche an den Nutzen solcher Beweisführungen glauben. Warum sind, direkt gefragt, die Leute in den Heimen so verteufelt erfolgsorientiert? Warum sind in so vielen Heimen Konkurrenzdruck, Rivalität und Ressentiments so gross? Gelegentlich wäre da wohl Max Scheler zu Rate zu ziehen. Wer das Heim an den Kriterien unserer Leistungsgesellschaft zu messen und es nach ihnen zu organisieren sucht, verfehlt mit aller Garantie seinen Sinn. Diese Kriterien gehören allesamt in die Biologie des Tieres, für die noch immer Darwin und Marx zuständig sind. Den Selbstzweifeln, dem Konkurrenzdruck, der Rivalität und den Ressentiments im Heim abhelfen kann nur die Einsicht, dass der Mensch (was er sich nicht als eigenes

Verdienst anrechnen soll) eben doch nicht nur vom Affen abstammt, mag die Wissenschaft als «methodischer Atheismus» (Illies) dagegen vorbringen, was immer sie will.

*

Rivalität, Konkurrenzdruck, der ausgeübt oder erlitten wird, Ressentiments sind bestimmte Formen von Hass. Jede(r) kann erkennen, dass der Hass – das ist der Wille zur Macht – wie ein Motor unsere Leistungswelt antreibt. Insofern ist es nicht falsch, mit den alten Griechen den Krieg den «Vater aller Dinge» zu nennen. Solange freilich dieser Antrieb bloss «die Selbstbefreiung des Menschen von unbegriffenen Mächten» (Rudi Dutschke) zum Ziel hat, was die Marxisten unter den Begriff der Emanzipation gebracht haben, bleibt der Mensch, was er ist: eine Karikatur seiner selbst oder, um mit Herder zu reden, ein Invalid, ein Krüppel seiner höheren Kräfte. Erst die Liebe bringt ihn der eigentlichen Bestimmung näher und macht ihn menschlich. Peter Lauster («Die Liebe/Psychologie eines Phänomens», rororo-Sachbuch Hamburg 1983) sieht es so: «Zur Liebe gehört eine Fähigkeit, die nicht automatisch jeder Mensch besitzt, sondern die in der Kindheit und Jugend erworben wird, die dann abstumpfen oder sich weiterentwickeln kann. Zu lieben ist die Fähigkeit, wach und aufmerksam, offenen Herzens zu sein. Liebe, ganz allgemein ausgedrückt, ist Zuwendung. Etwas deutlicher gesagt, ist sie positive Zuwendung, während Hass negative Zuwendung ist. Die Zuwendung zu allem Lebendigen ist die Grundlage der Liebesfähigkeit. Ohne sie kann keine Liebe entstehen und wachsen. Zu lieben macht glücklich, und je mehr ein Mensch fähig ist, die Menschen und alles, was ihn im Moment umgibt, zu lieben, desto glücklicher und zufriedener ist er. Zufriedenheit ist lernbar.» Man kann das vielleicht noch etwas kürzer, zugespitzter sagen: Der Mensch, der stets nur auf *seine* Rechnung zu kommen sucht, bleibt lebenslang der wehleidige Säuniggel, der er ist. Es liegt an ihm, ob er am Ende auch als ein solcher abtreten will.

Ihr Partner für op- ti- sche Organisation

Patientenkontroll-Systeme
Patientenstaffelsets und
-mappen, Visitenboys.

Planungstabellen. Dienst- und Einsatz-
pläne, Ganzjahres-Übersichten, Betten-
belegung, Arbeitspläne (Güfeliplan).

Karteien und Ablagesysteme.
Patienten- und Personaldossiers.
KG- und Röntgenmappen.



COUPON Bitte informieren Sie mich unverbindlich.

Institution: _____

Name: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

WAGNER VISUELL

Leibundgut ASW

Besuchen Sie uns an der büfa, Halle 15, Stand 221



**Die Nummer 1
für optische Organisation**

Nussbaumstrasse 9, 8003 Zürich, Telefon 01 463 67 35